

2000 Jahre Bergbaukultur am Gonzen¹

Von Paul Hugger

Der Gonzen, eine mächtige Felspyramide, schirmt die Talebene von Sargans, im Osten der Schweiz gelegen, gegen Norden ab. Die mittelalterliche Burg auf dem vorgelagerten Bergsporn bildet dazu einen trutzigen Widerpart menschlicher Baukultur. Der Gonzen ist nicht nur das grösste Bergwerk der Schweiz mit der längsten Abbaugeschichte, sondern er bildete auch, vor allem während des Zweiten Weltkriegs, ein Symbol schweizerischen Widerstandswillens, durch die Verbindung von lebenswichtigem Erzabbau und einem Festungswerk, das im gleichen Felsmassiv verankert war. Die folgenden Ausführungen fassen einige Ergebnisse einer Feldforschung in den Jahren 1989/90 zusammen, wie sie in der entsprechenden Buch-Publikation niedergelegt sind.²

Meine Ausführungen basieren auf drei grundsätzlichen Überlegungen:

1. Wo immer die Menschen grössere Bergbauvorkommen über längere Zeit abbauen, entwickeln sie eine besondere Standeskultur, die Kultur der Bergknappen. Sie unterscheidet sich nicht nur durch unterschiedliche Lebensweisen und Arbeitsformen, sondern auch durch Besonderheiten des Brauchtums, der Kleidung, der Kunst, des Erzählens. Solche Bergbau-Regionen – sie liegen in Mitteleuropa vor allem in Sachsen, Böhmen, aber auch in Österreich – sind Gegenstand eingehender Untersuchungen von Kulturwissenschaftlern geworden.
2. Obwohl die Schweiz viele Erzvorkommen kennt und entsprechend auch viele Abbauorte, wo man Bergbau betrieb, hat sich nirgends eine eigentliche, vom Formenschatz her eindruckliche und mit dem Ausland vergleichbare Bergbaukultur entwickelt. Ich führe das auf verschiedene Gründe zurück: Meist wurden solche Abbauorte nur über kürzere Zeit, einige Jahrzehnte, betrieben und dann wieder aufgelassen. Von konzentrierten Bergbau-Siedlungen, eigentlichen Bergbaustädten, wie sie Deutschland und Österreich kennen, kann in der Schweiz nicht die Rede sein. Vor allem fehlte es an dynastischen Traditionen; es waren ja Landesfürsten, die z. B. in Deutschland den Bergbau vorantrieben, die Bergknappen privilegierten, ihnen Sonderrechte gewährten und so auch ein Standesbewusstsein ermöglichten. Dazu kommt die Tatsache, dass wir über frühere Bergbautraditionen in der Schweiz wenig wissen.
3. Es gibt nun einzelne Regionen in der Schweiz, wo wir Spuren einer gewissen Bergbaukultur haben. Sie liegen nicht zufällig im Jura, soweit er dem Fürstbischof von Basel unterstand, und dann eben in der Region um den Gonzen, die das wichtigste Erzvorkommen der Schweiz aufweist. Aber selbst bei diesen Sonderfällen handelt es sich um relativ bescheidene Kulturprofile. Wenn wir aber den Begriff Kultur breiter fassen, so wie ihn die Kultur- und Sozialwissenschaften verstehen, nämlich als umfassende Lebensform, als den vom Men-

schen gestalteten Alltag in einer bestimmten historischen und geographischen Situation, beginnen auch diese anthropologischen Landschaften zu sprechen. Es geht dann um die besondere Lebensweise der Bergleute in der Region. Und das ist das eigentliche Thema meiner Ausführungen.

Einige geschichtliche Daten

Der Gonzen ist ein «magischer» Berg, das haben wir bei den Gesprächen mit ehemaligen Bergleuten der Region gespürt. Schon sehr früh, in römischer Zeit, haben die Menschen entdeckt, dass dieser Berg Erz enthält, dass man daraus jenes lebenswichtige Metall gewinnen kann, mit dem man nicht nur Kriege führt, sondern auch die Böden, die Äcker, bearbeitet.

Zunächst ein knapper Überblick über die Geschichte des Erzabbaus am Gonzen: Die ältesten gesicherten Spuren einer Eisengewinnung im Sarganserland reichen in die Zeit um 200 v. Chr. zurück (das Jahr selbst stellt einen Mittelwert dar). Und zwar sind es Schlackenstücke aus Gonzenerz. Das Erz wurde damals in sog. Rennöfen (von rinnen) gewonnen. Zweifelsfrei steht sodann fest, dass die Römer Gonzenerz gewonnen und verhüttet haben. Wahrscheinlich wurde dieses Erz damals auf 1370 m Höhe im Tagbau gewonnen. Dieser erfolgte von Hand, ein mühsames Unterfangen; vermutlich verwendete man schon damals das sogenannte Feuersetzen, wodurch man das Gestein zermürbte. Ein Erzweg führte von diesen hohen Gruben hinunter ins Tal. Er ist bis heute erkennbar und wurde noch im letzten Jahrhundert verwendet; ja eigentlich transportierte man darauf noch 1918 Erz mit Hornschlitten.

Die ersten schriftlichen Zeugnisse stammen aus dem Jahr 1315. Sie betreffen die Schmelzöfen der Umgebung, in Flums, Plons und Mels, die den Grafen von Werdenberg gehörten. 1396 ist die erste Urkunde über das Bergwerk selbst datiert, ein Pfandbrief, worin Graf Johann von Werdenberg-Sargans dem Herzog Leopold IV. von Österreich unter anderem auch die Bergrechte und Schmelzöfen überträgt. Das Pfand wurde in der Folge weitergegeben, an die Grafen von Toggenburg, an reiche Zürcher Bürger. Schliesslich gelangte 1483 die Herrschaft Sargans an die sieben eidgenössischen Orte. Von nun an vergaben diese die Gruben im Erblehen, und die entsprechenden Einkünfte liefen über den Vogt auf Schloss Sargans. Der Eisenhunger der Zeit verschlang riesige Mengen an Holz und führte in den kommenden Jahrhunderten zu einer starken Entwaldung der Region. Immer wieder kam es dadurch zu Spannungen mit der einheimischen Bevölkerung, verständlicherweise. Bergwerk und Schmelzwerk kannten ein wechselndes Schicksal, je nach dem Eisenbedarf der Zeit und den entsprechenden konjunkturellen Schwankungen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts befanden sich die Anlagen in schlechtem Zustand, und das Bergwerk wurde stillgelegt.

Dann setzte mit dem 19. Jahrhundert die erste grosse Zeit des Gonzenbergwerks in der Moderne ein: der Schaffhauser Eisenherr Johann Georg Neher (1788–1858) kaufte am 11. Dezember 1823 das zerfallene Schmelzwerk Plons und das stillgeleg-

te Bergwerk. Mehr als ein Jahrhundert lang prägte nun diese Industriellenfamilie den Erzabbau im Gonzen. Das Bergwerk wurde neu hergerichtet und bis 1878 erfolgreich betrieben. Dann aber wirkten sich die besseren Verkehrsmöglichkeiten durch den Eisenbahnbau aus; billiges Roheisen wurde in die Schweiz eingeführt, was 1878 zur erneuten Stilllegung der Grube und der Erzverhüttung führte.

Bis 1918 ruhte der Betrieb, also fast 40 Jahre, über eine Generation lang, was natürlich auch bergmännische Traditionen in Vergessen brachte. 1919 gelang es Oskar Neher, die drei Firmen Neher, Georg Fischer AG und Gebrüder Sulzer AG zur Eisenbergwerk Gonzen AG zusammenzubringen, und nun entstand neues Leben am und im Berg. Der Betrieb wurde auf moderner Basis wieder aufgenommen, das Erzschlitteln gehörte definitiv der Vergangenheit an; ab 1920 wurde das Erz mit einer Seilschwebebahn zu Tale gebracht. Es erfolgte ein grosszügiger Ausbau des Werks. Aber auch die Geschichte des Bergbaus im 20. Jahrhundert blieb durch konjunkturelle Schwankungen gekennzeichnet. Sie entsprachen den internationalen Verhältnissen. Nach einem Höhepunkt in den Jahren des Zweiten Weltkriegs – 1944 waren 378 Personen im Werk beschäftigt – brachte die Nachkriegszeit zunächst noch einen guten Geschäftsverlauf; 1966 aber erfolgte die erneute Stilllegung, die definitive, wie es scheint. Damit ging das grösste und traditionsreichste Bergwerk der Schweiz ein.

Seither sind fast 30 Jahre ins Land gegangen; ob die Grube wieder einmal eröffnet wird, wissen wir nicht. Wenn die weltweiten Berechnungen über den Eisenbedarf und die Erzvorräte zutreffen, dann dürfte in absehbarer Zeit Eisenmangel eintreten. So ist vielleicht das letzte Kapitel über den Gonzen als Bergwerk noch nicht geschrieben.

Das vorletzte Kapitel stellt im Augenblick der Gonzentourismus dar; die Grube ist zu einem markanten Tourismusziel geworden, das jährlich Tausende zu Bergwerksführungen anzieht, ein Phänomen der Moderne. Bergwerke generell faszinieren die Menschen, der Gang in die Tiefe hat etwas Archaisches an sich und entspricht offenbar einem Grundbedürfnis vieler. 1983 wurde der «Verein pro Gonzenbergwerk» gegründet, der sich zum Ziele setzte, einen kleinen Teil der stillgelegten Mine der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Wohl gegen 100 000 Personen haben seither das Bergwerk besucht. Damit geht eine Phase des Vergessens langsam zu Ende; denn noch in meiner Jugend war der Gonzen, mindestens in der deutschen Schweiz, das Symbol einer stolzen Selbstgenügsamkeit in Rohstoffen; man wusste vom Primarschulunterricht her von der Existenz dieses Bergwerks; dann aber verlor sich dieses Wissen. Bis vor wenigen Jahren löste das Wort «Gonzen» bei vielen ein blosses Achselzucken aus: «Gonzen, nie gehört!»

Und nun zum Kernstück meiner Ausführungen:

Das Leben im und um den Berg

Der Gonzen kann zu Recht als Schicksalsberg der Region bezeichnet werden, denn für die beteiligten Bergleute und ihre Familien prägte er, prägte die Arbeit in seinen Klüften das ganze Leben: den Alltag und die seltenen Feste. Das reichte bis in die Intimbezirke, setzte sich doch der rötliche Erzstaub in den Kleidern und in den Poren fest, ähnlich wie der Kohlenstaub bei den Bergleuten der Ruhr. Die ehemaligen Bergwerkler haben immer wieder davon gesprochen. Da half auch Duschen nicht viel. Wenn man als Mineur schräg ins Gestein hinaufbohrte, dann lief einem das Bohrwasser mit dem Gesteinsschlamm über das Gesicht. Alles war rot, auch das Bettzeug wurde rot. Selbst das weisse Hemd am Sonntag war nachher vom Schwitzen rot. Auch dieses Detail verlieh den Leuten einen Sonderstatus und unterschied sie von andern. Aber da sind wir schon mitten im Thema und eigentlich schon zu weit vorgeprellt. Beginnen wir von Anfang an.

Da war zunächst die Anfrage der Bergwerksleitung an den Berichterstatter. Nachdem bereits vor 50 Jahren eine Firmenfestschrift erschienen war, ging es darum, wieder ein Buch über den Gonzen zu redigieren. Ich übernahm die Aufgabe unter dem Vorbehalt, dass diesmal nicht die Firmengeschichte im Zentrum der Arbeit stehen würde, mit all den Produktionsziffern und Angaben zum Management, sondern dass die Betroffenen selbst, die Arbeitnehmer, zu Worte kämen, jene also, die sonst in solchen Publikationen keine Stimme haben, die aber Träger wichtiger Überlieferungen sind und vor Ort erlebt haben, wie der Bergwerks-Alltag aussah. Zusammen mit zwei studentischen Mitarbeitern versuchte ich 1989/90 in 31 Interviews, diesen Mikrokosmos Bergwerk und Bergarbeiter aus den Erinnerungen hervorzuholen, bevor das Wissen darum entschwindet, bevor die letzte Generation, die noch im Bergwerk gearbeitet hat, erlischt. Dabei ging es vordringlich darum, die Ältesten zu Worte kommen zu lassen; einige der Betagten unter den Gewährsleuten sind denn auch seither verstorben.

Die Bedeutung einer solchen Spurensicherung zeigt schon die Feststellung, wie wenig wir noch vom Bergwerksbetrieb im letzten Jahrhundert wissen. Gewiss haben wir Geschäftsbücher, haben wir Zahlen, haben vor allem einen ausführlichen handschriftlichen Bericht über die Betriebsverhältnisse, verfasst 1849 durch den damaligen Betriebsleiter Johann Georg Altorfer. Aber von den Menschen, von ihrem Mühen, Leben, Denken wissen wir wenig. Ein paar Zufälligkeiten sind auf uns gelangt, und davon kurz ein Wort: Da gibt es eine Reportage in der damals verbreiteten Illustrierten «Die Gartenlaube» aus dem Jahr 1860.³ Alexander von Berlepsch (gestorben 1883), ein in St. Gallen lebender deutscher Flüchtling, verfasste den packenden Bericht, und ein St. Galler Maler, Ernst Rittmeyer, steuerte dafür eine Zeichnung bei, die seither häufig reproduziert worden ist. Berlepsch beschreibt in seinem Aufsatz einen Besuch des Gonzenwerks, den mühsamen Aufstieg zur Grube. Er schildert den Gang durch den Bergwald, der mit mächtigen Felsbrocken durchsetzt ist und in den das Sonnenlicht in vielfacher Brechung fällt. Und jetzt im Originalton die Stelle: «Ein schriller Ton durchfährt den Wald und schreckt uns aus der elegi-

schen Stimmung auf. Er kommt aus dem um eine Felsenecke biegenden Hohlwege herab. Nun mischen sich menschliche Stimmen, Zurufe, hallend hinein, und das knatternde, knirschende Geräusch wird lauter, breiter, voller. Da erscheint droben in der hohlen Gasse ein Mann, braunroth vom Kopf bis zu den Füßen, der mit energischem Kraftaufwande einen Schlitten zurückzuhalten sich bemüht. In wahrhaft athletischen Bewegungen, kämpfend gegen die auf ihn eindringende Schwere, legte er sich in die halbmondförmig aufragenden Schlittenkufen wie der personifizierte aktive Widerstand. Jetzt überwältigt ihn der Druck; mit beiden Beinen stemmt er sich in den aufgewühlten steinigen Sand, dass Staubwolken rundum aufdampfen. Er geht nicht mehr, er gleitet, wie auf der Eisbahn, mit der Last herab. Seine dick mit Eisen beschlagenen Holzschuhe durchschneiden das am Boden liegende Geröll wie der Kiel eines Schiffes die Wogen. Jetzt steuert er scharf auf eine Felsenecke zu; dort zerschellt es ihn, wenn er anprallt. Aber trotz der jagenden Hast, mit der der Braune herabkommt, ist er seines Fahrzeuges mächtig; mit lautem Zuruf wirft er die schwere Last herum, die kreischend über die Steine hinschleift. Jetzt sehen wir auch, wem der Zuruf galt; hinter dem mit 20 Centnern Eisenstein beladenen Schlitten ist ein Gehülfe des eigentlichen Schlitters bemüht, die enteilende Last zu hemmen und mittelst schwerer eiserner Ketten die treibende Wucht zu schwächen. Jetzt schleifen sie an uns vorüber, mit freundlichem Gruss unseren Gruss erwidern. Sie halten an. Es gehören Pferdeknochen und Löwenkraft dazu, täglich zwei Mal die entleerten Schlitten auf den Schultern zwei Stunden hoch hinauf zu tragen, an die Mündungen der Gruben, um dann, ebenfalls zwei Mal, in beschriebener Weise, bei einer Neigung von durchschnittliche 30 Grad wieder herab zu fahren.»

Was hier Berlepsch beschreibt, war vielerorts in den Bergen üblich: Der Transport schwerer Lasten mit Schlitten, auch sommers. Berühmt sind die Schlittler oder Schlitteurs der Vogesen, die über lange, holzausgelegte Rampen ihre Lasten zu Tale fuhren, ebenfalls in sausender Fahrt.⁴

Was haben wir weiter: Der Sarganserländer Werner Manz, Reallehrer in Zürich, hat im ersten Viertel unseres Jahrhunderts wertvolle Notizen, offenbar auf Erinnerungen beruhend, über die Knappenkultur am Gonzen publiziert.⁵ Er gibt einige Knappenlieder wieder, die stark nach tirolerischem Vorbild lauten; er macht auch Angaben über eine Knappenuniform, wie sie die Bergleute offenbar an den Barbarafeiern in Mels und Sargans trugen, ein Mittelding zwischen Feuerwehr- und Kadettenuniform. Es gibt keine ähnlichen Belege für die Schweiz.

Und damit sind wir eigentlich schon am Ende unseres Wissens über den frühern Alltag der Bergleute am Gonzen.

So sind wir in die Stuben ehemaliger Bergleute gegangen, mit ihren knorrigten Händen und wetterdurchfurchten Stirnen, auch einzelner Frauen, und sie haben uns erzählt.

Eine Kultur der Kargheit

Was sich zunächst abzeichnet, sind die Strukturen eines einfachen, bescheidenen, frugalen Lebens. Allerdings stehen damit die Bergwerkler keineswegs als Sonder-

fall in ihrem sozialen Umfeld da. Das Sarganserland und das St. Galler Rheintal waren bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts marginale Regionen mit bescheidenen wirtschaftlichen Ressourcen: eine kleinparzellierte Landwirtschaft, ein im 19. Jahrhundert immer wieder durch Überschwemmungen heimgesuchter Talboden, eine vergleichsweise geringe und vor allem einseitige Industrialisierung aus dem Textilbereich, die krisenanfällig war, das alles hielt die Bevölkerung auf Schmalkost und gestattete keinen Wohlstand. Allerdings brachten der Eisenbahnbau, vor allem mit der internationalen Linie Zürich-Wien (1884 fertiggestellt), und die Grenzschutztruppe bescheidene, dafür sichere Beschäftigungsmöglichkeiten. Sarganserländer und Werdenberger waren gewohnt, sich nach der Decke zu strecken. Um so bedeutender war die Wiedereröffnung 1917/18 des Bergwerks; hier bot sich eine, wenn auch anstrengende, für damalige Verhältnisse gut bezahlte Arbeitsmöglichkeit.

Und so kennzeichnen denn auch die Jugend unserer Gewährsleute, vor allem jener, die vor 1939 geboren sind, Kargheit, geringe ökonomische Möglichkeiten und damit verbunden das Streben nach möglicher Selbstversorgung. 1945 ändern sich die Verhältnisse, zunächst eher zögernd; dann aber, ab 1960, erreichen die Wellen der Hochkonjunktur auch diese Randregion.

Aus den Berichten vor allem der älteren Bergwerkler zeichnet sich ein ausgeklügeltes System ab, womit die meist kinderreichen Familien (mit durchschnittlich sechs Kindern bei unseren Gewährsleuten) bei den beschränkten wirtschaftlichen Möglichkeiten und dem knappen Einkommen überleben konnten. Es ist die Kunst der Genügsamkeit. Alle Ressourcen mussten genutzt werden; es galt auszutüfteln, wo ein paar Rappen zusätzlich zu verdienen waren. Es geht um eigentliche Strategien des Überlebens; gemeint sind jene Listen, womit man Nischen in einem sonst wenig innovativen ökonomischen Umfeld zu nutzen wusste, Möglichkeiten, die es erlaubten, noch etwas für den Familienunterhalt beizubringen: Putzarbeiten der Frauen in Fabriken, in Gasthäusern, Tabakanbau während des Krieges, Gemüsebau für Konservenfabriken, Zeitungsaustragen usw.

Bei der Ernährung spielte die Selbstversorgung eine grosse Rolle. Wer kein eigenes Land besass, pachtete ein Stück Pflanzland als Bürgerboden von den Ortsbürger-Gemeinden. Und hier muss der Mais erwähnt werden, der Speisemais, das Kernstück der damaligen Ernährung im St. Galler Rheintal und der Bündner Herrschaft; auf dem Mais beruhte alles; nicht zuletzt war die Maisernte, vor allem die gesellige «Usschellet», auch ein Anlass der Begegnung von Jungen beider Geschlechter, ein erotisches Fest, wie anderswo, wo der Wein im Mittelpunkt steht, die Traubenlese.⁶ Das St. Galler Rheintal und die Bündner Herrschaft gehörten zu den wenigen Regionen nördlich der Alpen, wo man Mais als Nahrungsmittel anpflanzte und wo dies das Klima erlaubte. Der Föhn brachte die nötige Herbstwärme und damit den Mais zum Reifen. Zudem unterhielt die Bevölkerung seit alters intensive Beziehungen über die Bündner Pässe nach Oberitalien. Mais war sogar Frühstücksspeise. 1865 beantwortete der Hauptmann und Landwirt Marin Wachter aus Mels eine Umfrage der St. Gallischen Landwirtschaftlichen Gesellschaft mit einer län-

geren Darstellung seiner Gemeinde.⁷ Die Arbeit berichtet auch vom Maisanbau. Wachter schreibt (S. 20): «Der Mais als Brodfrucht erfreut sich im Sarganserlande schon von alters her eines sehr starken Anbaues und wird von Reich und Arm gleich hoch geschätzt. Wenn auch jeder andere Grundbesitz mangelt, so darf doch der Maisacker nicht fehlen. Derselbe ist der Brodkorb unserer Landleute. Ein Vorrath an Mais im Hause wird oft höher angeschlagen als Geld in der Tasche, und manch eitles Bäuerlein sucht darin seine Wohlhabenheit zur Schau zu tragen.» Gerade am Mais lässt sich der moderne Kulturwandel in der Region anschaulich darstellen. Während die Frucht noch anfangs der 60er Jahre, als ich meine Untersuchungen über Werdenberg durchführte, verbreitet war und sein Anbau noch vereinzelt Anlass zum erwähnten Fest gab, ist er heute als Speisemais entthront; das Maisbrot, das wir zeitweise noch in den Bäckereien hier finden, ist nicht mehr zu vergleichen mit dem alten, schweren Maisbrot der 50er Jahre. Weissbrot galt früher als Brot der Kranken, als Luxus.

Im übrigen war man bei der Auswahl der Nahrung nicht zimperlich. Es galt, alle Möglichkeiten zu nutzen. Das kam bei unseren Interviews manchmal eher verschämt und fast ungewollt zum Ausdruck. So bei der Geschichte mit den Hunden. Elsbeth Sturzenegger, die Frau eines ehemaligen Bergwerklers, erzählte, sie hätten zur Freude der Kinder manchmal einen Hund gekauft. Wenn er grösser und fetter geworden sei, habe man ihn geschlachtet. Sie sah meine erstaunte Reaktion, die sie zunächst nicht begriff, oder vielmehr, sie begriff, dass sie bei mir ein Tabu verletzt hatte. Das sei doch sauberes Fleisch gewesen, meinte sie entschuldigend. Es zeigte sich dann, dass der Verzehr von Hundefleisch in der Region gar nicht so selten war. Josef Oertig (geb. 1915) berichtete z. B., dass ein Arbeitskollege aus Vilters Hunde aufgekauft und für den Privatgebrauch geschlachtet habe. Auch seine Kollegen im Gonzen hätten solches Fleisch nicht verschmäht. Das Leben war eben hart, Sentimentalitäten waren nicht gefragt, und sie halfen auch nicht weiter. Ähnliches liesse sich über andere Bereiche der materiellen Lebensführung und der Familienvorsorge sagen, etwa zur Kleidung, Heizung, zum Wohnen usw. Entsprechend zweckgeprägt und unkompliziert war auch die Kindererziehung, sowohl in den Herkunftsfamilien unserer Bergleute wie in ihren eigenen. Schon früh mussten die Kinder mitarbeiten, im Haus, im Garten und anderswo. Kinderarbeit war die Regel, niemand nahm daran Anstoss. Es ging meistens um Tätigkeiten, wie sie das ländliche Jahr brachte; gewiss waren sie oft monoton und aus heutiger Sicht für die Gesundheit und die Entwicklung der Kinder nicht immer zuträglich. Aber was soll's? Man wusste damals, was sich für Kinder eignete, d. h. das, was man selber erfahren hatte, was sich durch Generationen bewährt hatte. Erziehung und Erziehungsstil waren kein Thema. Die Notwendigkeit für alle, zu arbeiten und mitzuhelfen, verdrängte manche Erziehungsproblematik unserer Tage.

Womit wir bei der Gefühlskultur in der Familie wären. Wirtschaftliche Enge, ärmliche Verhältnisse, die zwar das Lebensnotwendige erbrachten, aber keinen Überschwang erlaubten, brauchten nicht unbedingt Gefühlskälte hervorzubringen, auch nicht Spannungen, Neid, Eifersucht und Hass. Im Gegenteil, auch die Eltern

unserer Gewährsleute liebten ihre Kinder zumeist, brachten ihnen Gefühle der Zuneigung entgegen; nur waren sie in solchen Äusserungen verhaltener, wortkarger, kühler als vergleichsweise Eltern unserer Tage. Und es ist ein Irrtum, wenn moderne Sozialgeschichtler meinten, aufgrund der ökonomischen Verhältnisse früheren Eltern vor allem der Unterschichten emotionale Beziehungen zu den Kindern abzusprechen zu dürfen. Gewiss, es gab psychische Härten, verständnislose, harte Väter und Mütter, denen die Hand locker sass. Aber da waren auch die Beispiele elterlicher Zuwendung, etwa ein Johann Ackermann in Mels, der, trotz strenger Wochenarbeit, sich jeweils sonntags mit einigen seiner 15 Kinder aufmachte und auf die Alpen wanderte, um ihnen die heimatliche Landschaft, die Natur näherzubringen.

Kaum berufliche Perspektiven – das Bergwerk als Ausweg

Im bescheidenen Arbeitsmarkt dieser Randregion war naturgemäss ein Betrieb wie das Eisenbergwerk Gonzen ein bedeutender Arbeitgeber, vor allem für Männer. Dazu zahlte das Bergwerk gute Löhne, wenigstens im Vergleich zu anderen Unternehmen in der Region. So zog das Werk Leute aus dem ganzen Grenzbereich bis zum Bodensee hinauf an. Es war natürlich, dass Kinder aus Bauern- oder aus Bergwerklernfamilien nach Möglichkeit im Bergwerk Arbeit suchten.

Der Eintritt ging meist problemlos vor sich; man meldete sich auf dem Personalbüro, und eines Tages wurde einem mündlich durch einen Bekannten mitgeteilt, man könne anderntags beginnen. Eine eigentliche Anlehre gab es nicht, brauchte es auch nicht. Man wusste um das Arbeiten im Bergwerk von Gleichaltrigen und eventuell bereits vom Vater. Man stand ohnehin zunächst als Hilfsarbeiter oder als Handlanger ein.

Den vielschichtigen und vielseitigen Alltag im Bergwerk kann ich selbstverständlich nur unter einigen Aspekten behandeln. Die weitaus längste Zeit arbeitete man im Bergwerk in zwei Schichten: vormittags von 6–14 Uhr und nachmittags von 14–22 Uhr. Während des Krieges kam zusätzlich eine Nachtschicht dazu. In Gruppen zogen die Bergwerkler dem Werk zu, auf traditionellen Anmarschwegen. Lange Zeit lag der Stolleneingang droben im Naus, in rund 1000 Metern Höhe. Die Sarganserländer marschierten durch den Staatswald hinauf, die Leute aus Wartau und vom St. Galler Rheintal über Trübbach und Matug. Das bedeutete bereits eine beträchtliche physische Vorleistung. Leonhard Rissi aus Oberschan: «Im Winter stand man um drei Uhr auf, man zog zu fünft und zu sechst zum Bergwerk hinauf. Oft war man dann um sechs Uhr noch nicht droben, und all dies war gratis. Erst ab Naus wurden wir bezahlt, die Stempeluhr befand sich droben. Im Stollen mussten wir dann noch einmal eine gute Stunde marschieren, aber die war bezahlt. Die gleiche Regelung galt für den Heimweg.» Im Naus zog man sich um: alte Kleider, Kittel, Hosen, Pullover. In einem Trocknungsraum wurden die Kleider in einem Eisenkorb verwahrt, den man an einem Strick oder an einer Kette über dem Sitzplatz hochzog. Man fasste die Lampe und war bereit zur Einfahrt. Und nun begann der weite Anmarschweg zur Arbeitsstelle, vor allem zur Zeit, als noch keine Stollenbahn bestand. Das ging horizontal und über Treppen, von einem Abbau zum

ändern, von einem Stollen zum nächsten. Von der 15. Galerie führte eine Leiter bis in die 19. Manchmal floss bei regnerischem Wetter das Wasser über die Sprossen herunter, und man sei, oben angekommen, nass gewesen.

Bei der Ankunft vor Ort räumte man zunächst das am Vortag gesprengte Material weg, damit der Mineur weiterarbeiten konnte. Der Handlanger warf die Erzbrocken in die Bennen, allzu grosse zertrümmerte er vorher noch mit dem Steinschlegel. Bis zur 13. Galerie musste der Handlanger pro Schicht 13 Bennen zu je einer Tonne Erz laden, von dort bis zur 24. waren es nur noch 12, unter Berücksichtigung des weiten Anmarsches. Weitherum pickelte und hämmerte es im Berg, das Röhrensystem der Stollen leitete den Lärm. Die vollen Loren wurden aus den Galerien zu den Schrägstollen, den sog. Bremsbergen, gekarrt, dort in die Tonnen gekippt, welche dann in die Tiefe fuhren. Im Nausstollen angekommen, wurde das Erz mit einem Zug von 10 Wagen zum Stollenausgang transportiert und dann via Seilbahn nach Sargans hinunterbefördert.

Der Mineur besass ein höheres Sozialprestige als der Handlanger. Gebohrt wurde mit der Flinte, der Atlasbohrmaschine. Man konnte sie so zwischen Decke und Boden einklemmen, dass der Mineur die Last der Bohrmaschine nicht mehr tragen musste, sondern sich auf das Bohren konzentrieren konnte. Die Bohrer wurden mit Wasser gekühlt, das spülte zugleich den Bohrschlamm heraus. Der Lärm war ohrenbetäubend. Man hatte zunächst noch keinen Ohrenschutz, trug auch keinen Helm, der kam erst in den 50er Jahren auf, dagegen einen alten Filzhut oder eine Dächlikappe. Der Mineur arbeitete selbständig. Er folgte der Erzsicht, liess von Zeit zu Zeit einen Pfeiler stehen, der Sicherheit wegen. Das alles hatte er im Griff, im Auge.

Am Ende der Arbeitsschicht war alles zum Sprengen bereit. Das war jeweils der grosse Moment im Arbeitstag. Der Vorarbeiter gab den Befehl zum Sprengen. Als erster zündete der oberste Mineur; er hatte dann eine bis zwei Minuten Zeit, um sich in Sicherheit zu bringen. Und dann ging das Krachen im Berg los, Staub wirbelte auf, die Belegschaft zog dem Ausgang zu. Dort warteten alle, bis der Vorarbeiter der nächsten Schicht Rapport erstattet hatte. Und dann machte man sich auf den Heimweg. Zuhause wurde zuerst richtig gegessen; der Znüni, den man droben in den Stollen einnahm, war zwar wichtig, aber man trachtete danach, damit nicht zuviel Zeit zu verlieren, war man doch letztlich im Akkord bezahlt. Anschliessend gab es für die Leute von der Morgenschicht keine Freizeit, keine Zeit für Hobby, ein damals ohnehin unbekanntes Wort, sondern sie betätigten sich in Haus und Flur.

Naus – eine reine Männersache

In 1000 m Höhe steht in Naus eine Ruine; es sind die Umfassungsmauern des Erdgeschosses eines ehemaligen Knappenhauses, das die Küche enthielt. Dort oben lebten jene Bergarbeiter, die von weither kamen. Das war ein abgeschiedenes Wohnen, in einem eigentlichen Männerghetto. Viele waren unverheiratet, andere sahen ihre Familienangehörigen nur in grösseren Zeitabständen. Man war in Schlafsälen zu sechst bis acht untergebracht, jeder kochte für sich, einer nach dem andern. Am

Samstag oder Sonntag ging man ins Tal hinunter und verproviantierte sich. Später wurde eine Kantine in Naus geführt. Viel Abwechslung bot das Leben dort oben nicht. Noch gab es kaum ein Radio, geschweige denn ein Fernsehen. Am Sonntag schliefen die Leute aus, machten dann etwa einen Spaziergang hinüber zur Wirtschaft des Kurhauses Gonzen, jässten und warteten, bis die Zeit verging.

Drunten in den Aufbereitungsanlagen des Tales waren auch Frauen beschäftigt, in der Waschanlage, wo es galt, auf dem Fließband das Erz vom Pyrit zu säubern. Dieser liess sich nicht herauschwemmen, weil er das gleiche spezifische Gewicht wie Erz aufweist. Pyrit hätte den Schwefelgehalt des Eisens erhöht. Es war eine schwere, eintönige Arbeit, und damit sie die Hände nicht an den kantigen Brocken verletzten, trugen die Frauen Fingerlinge aus Gummi oder Leder. Die lange Arbeitszeit von bis zu 10 Stunden wurde nur durch eine knappe Mittagsrast unterbrochen. Man kürzte die Zeit mit Singen oder Rosenkranzbeten, zum Plaudern sei der Lärm zu laut gewesen.

Die Frage der Arbeitszufriedenheit

Die Arbeitsbedingungen im und um den Gonzen waren nach heutigen Vorstellungen hart, unhygienisch, letztlich der Gesundheit nachträglich. Die einen werkten in der Dunkelheit der Stollennacht, die andern im Lärm der Bagger und anderer Maschinen; dazu kamen Staub und Nässe. Es wäre eigentlich zu erwarten, dass unsere Gewährsleute im Rückblick ihre Unzufriedenheit äusserten, eine gewisse Bitternis, gerade bei den Alten, beim Vergleich mit heutigen Arbeitsbedingungen und Lohnverhältnissen. Aber nichts von alledem. Aussagen wie: «Das war die schönste Zeit, es war eine interessante Arbeit» kehrten immer wieder. Mit wenigen Ausnahmen haben sich die Bergwerkler zufrieden über die frühere Arbeit im Gonzen geäussert. Dazu trugen die vergleichsweise guten Löhne bei; vor allem aber schätzte man die Arbeitsbedingungen: So sei die Zeit im Berg rasch vergangen, man habe ja schon einen ziemlich langen Anmarschweg gehabt und jeweils bei Feierabend das Geleistete überblickt; vor allem habe man seine Freiheit gehabt, seine Ruhe, man sei nicht belästigt worden, dafür auf sich selbst gestellt. Da sei keiner hinter einem gestanden und habe einen ständig kontrolliert.

Aus den Berichten zeichnet sich eine extrem belastbare, an Härte gewohnte Belegschaft ab, die zäh und zielbewusst darauf aus war, die materiellen Grundlagen für die eigene Existenz und die der Familie zu erarbeiten. Angehörige des früheren Kaders teilten diese Beurteilung.

Ist diese Zufriedenheit mit den früheren Arbeits- und Lebensbedingungen Ausdruck einer nostalgischen Verklärung? Wir würden es uns mit einer solchen Erklärung zu einfach machen; die Zufriedenheit liegt nicht zuletzt in der Selbstverständlichkeit des damaligen Lebens begründet, im geschlossenen Horizont der Werte, den die Gewährsleute gegenüber der Austauschbarkeit und Beliebigkeit der Gegenwart positiv werten. Die engen ökonomischen Gegebenheiten, die keine grossen Wahlmöglichkeiten zuließen, boten zugleich Sicherheit und Geborgenheit. Im Wenigen, das sich mit dem Bedarf nach Wenigem deckte, fühlte man sich aufgeho-

ben, auch im Hinblick auf eine Zukunft, die ja so viel schlechter nicht sein konnte, als was man bereits gewohnt war.

Vom Berg, der einen in Atem hält

Das sind rationalisierbare, ökonomisch bewertbare Vor- und Nachteile der Bergwerksarbeit; daneben gab es einen ganz anderen Aspekt, es war die oft verdrängte, aber im Unbewussten doch lauende Furcht vor dem Berge, es war das Numinose, das ihn umgab. Die Arbeit in den Tiefen, die Monotonie und Einsamkeit des Werkens in der Dunkelheit beeindruckten den Menschen, flössten ihm Furcht ein. Die Macht der Gewohnheit, eine betonte Männlichkeit, aber auch eine gewisse Uner-schrockenheit konnten dies überspielen. Viele Bergwerkler verneinten eine solche Furcht. Andere kamen darauf zu sprechen. Generell offenbarte sich diese emotionale Tiefenschicht in zwei Bereichen, in den Äusserungen einer religiösen Grundhaltung, die vor allem bei den Katholiken festzustellen war, und in den zahlreichen Berichten über Unfälle.

Stellvertretend für die religiöse Verarbeitung des dumpfen, oft nicht eingestanden Gefahrenbewusstseins möge die Aussage von Liesl Kohler, der Frau eines Bergmannes in Mels, sein: «Auch wenn man abends etwa eine Auseinandersetzung miteinander hatte, eine Verstimmung, Streit, etwa wegen der <Goofen> (Kinder) – am Morgen, da war man wieder versöhnt. Da sagte mein Mann: <Ich wünsch Dir alles Gute, ich weiss ja nicht, ob wir uns wiedersehen.> Und zwei- bis dreimal sind wir im Jahr zum Erzbild am Gonzen hinaufgepilgert, zur Kapelle der 14 Nothelfer. Dort haben wir dann zusammen eine Kerze angezündet.»

Das Numinose geht in den vielen Geschichten um, die etwa bei Dämmerlicht erzählt wurden. Da erscheint dann der Berg als Wesenheit, mit der sich nicht spassen-liess, die es nicht zu erzürnen galt, die sich rächen konnte, wenn man gewisse Normen missachtete. Die Gefahr lag vor allem darin, dass hängendes Gestein in den Stollen stürzte, dass sich ganze Brocken lösten und den Knappen unter sich begruben. Solche Felsstürze konnten den Tod oder lebenslängliche Invalidität nach sich ziehen. Wassereinbrüche waren gefürchtet, auch das Grubengas, das sog. Bo-
jang. Die Beklemmung äusserte sich auch im Schweigen, das die Männer ergriff, sobald sie in den Stollen einführen, ein Verhalten, das noch heute bei der Einfahrt zur Barbarafeier zu beobachten ist.

Ein hartes, eintöniges Leben, will es uns scheinen, wenn wir all diese Berichte zusammenbringen. Und doch gab es auch helle Momente, seltene zwar, aber sie hatten für frühere Generationen eine lange Strahlungskraft. Noch kannte der Jahreslauf seine festen Rhythmen, festliche Tage wirkten lange vor und nach. Es sei nur das Fest der heiligen Barbara erwähnt, das heute noch alle zwei Jahre mit einer stets kleineren Schar von Ehemaligen gefeiert wird. Die Feier am 4. Dezember wurde früher in einer Wirtschaft der Gegend abgehalten, abwechselnd in Azmoos, Sargans oder Mels. Sie bestand hauptsächlich in einem gemeinsamen Essen, wobei Rehpfeffer beliebt war. Die Bergwerksleitung spendete dazu einen, später zwei Fünfliber. Nachher wurde getanzt, hie und da auch eine kleine Theateraufführung

geboten. Es war ein bescheidenes Feiern aus heutiger Sicht, und trotzdem strahlen die Frauen der Bergwerkler, wenn sie davon erzählen.

1966 war das alles zu Ende. Das Bergwerk schloss, die internationale Konkurrenz auf dem Erzmarkt erlaubte keinen rationellen Betrieb mehr. Geblieben ist der Gonzen als Wahrzeichen, geblieben sind die Hunderte von Kilometern an Stollen im Berg drin. Erwachsen ist in der Zwischenzeit ein touristisches Interesse daran; die Anlagen unter der Talsohle, wo noch die grossen Erzvorräte liegen, sind im Wasser ertrunken, aber sie könnten ohne allzu grosse Probleme wieder in Betrieb genommen werden. Geblieben sind letztlich auch die Erinnerungen der ehemaligen Bergleute, die wie kleine Lichter flackern. Ihr Inhalt ist kostbar. Es sind Zeugnisse von Menschen, die durch frühere Erlebniswelten und einen andern Horizont materieller Erwartungen geprägt sind, wo man die Härte des Lebens noch problemloser und klagloser ertrug, als es uns heute wohl möglich wäre. Die Stimmen dieser Gonzenleute sind gerade in unserer Zeit wichtig, wo das Klagen wegen der Rezession so überlaut geworden ist. Aber die kleinen Lichter erlöschen nach und nach; immer weniger werden sie, die Alten, die noch die Arbeitsverhältnisse in den Jahren vor, in und nach dem Zweiten Weltkrieg selber erlebt haben.

Aus den Berichten spricht die Faszination eines Berges in seiner ganzen Ambivalenz. Es ist die Aura eines Berges, von dem viele nicht wegkommen, dem man aber auch Leid und Mühe verdankt. Pia Nipp habe als letzte hier eine Stimme: Sie arbeitete nicht als einzige der Familie beim Bergwerk, einer ihrer Brüder wirkte dort als Elektriker. «Und dann müssen Sie wissen, vom Vater her ist der Gonzen unser Berg. Wir hatten ein Berggut oberhalb von Naus: Schinder und Butz. Damals fuhr ja noch eine Bahn zum Naus hinauf, darauf konnten wir den Proviant mitgeben. Wir sind natürlich mit dem Gonzen ganz besonders verbunden, ganz besonders. Ich weiss, ich habe schon als Kind gesagt, ich heirate einmal nie weiter weg, als wie ich den Gonzen noch sehen kann. Das ist unser Berg. Und in meinem letzten Willen, den ich vor einem Jahr gemacht habe, als ich eine schwere Operation vor mir hatte, habe ich geschrieben: <Ich wünsche ganz dringend, dass ich verbrannt werde und man meine Asche auf dem Gonzen, beim Kreuz oben, verstreue.> Auch wenn die Leute sagen werden, dass ich spinne, ich wünsche mir das ganz dringend. Ich habe einmal eine Zeitlang einen Verehrer gehabt, aus Amriswil. Zu dem habe ich gesagt, es tue mir leid, aber ich könnte niemals dorthin ziehen, dort sähe ich den Gonzen nicht mehr.» Ihr Bruder, der heute im Kanton Zürich wohnt, brachte es auf die knappe Formel: «'s isch komisch, 'bunde, 'bunde blibt me mit em Gunze. Dr Vatter hät gsait, er heig immer müesse hei, das sig dr magnetisch Gunze.»

Anmerkungen

- ¹ Überarbeitetes Manuskript eines Vortrags, gehalten am 26. 1. 94 vor dem Ärzteverein Werdenberg-Sargans.
- ² Paul Hugger: Der Gonzen. 2000 Jahre Bergbau. Das Buch der Erinnerungen. 2. Aufl. Sargans 1992. Nr. 31, 487ff.
- ⁴ Vgl. dazu etwa G. Fraipont: Les Vosges. Paris 1897, 376–388.
- ⁵ Beiträge zur Ethnographie des Sarganserlandes. Diss. Zürich 1913; ders.: Der Eisenbergbau am Gonzen bei Sargans. Ragaz 1923.
- ⁶ Paul Hugger: Werdenberg. Land im Umbruch. Basel 1964, 101f.
- ⁷ Die Gemeinde Mels. Darstellung ihrer landwirtschaftlichen Zustände. Hg. von Werner Vogler. Mels 1989.